

Der Sozialforscher als Narrationsanimateur: kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung

Bude, Heinz

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bude, H. (1985). Der Sozialforscher als Narrationsanimateur: kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37(2), 327-336. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-27990>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

DER SOZIALFORSCHER ALS NARRATIONSANIMATEUR

Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung¹

Von Heinz Bude

1. Zur Vorgeschichte

Theoretische Entwürfe haben ihre Vorgeschichte, deren Nachzeichnung die innere Konsequenz der Vorstellung erhellt. So ist es auch im Falle des soziologischen Narrativismus. Mit soziologischem Narrativismus meine ich eine Richtung der interpretativen Sozialforschung, die im deutschen Sprachraum vor allem mit den Arbeiten von *Fritz Schütze* und seinen Mitarbeitern in Verbindung gebracht wird, und für die man bisweilen schon den Namen „Kasseler Schule“ hört. Die Bezugsgruppe, die sich diesem Programm verpflichtet fühlt, ist aber gewiß sehr viel größer. Die Geschichte des soziologischen Narrativismus begann vor ungefähr zehn Jahren². Ich sehe in dieser Geschichte zwei Phasen.

Am Anfang stand die *Entdeckung der Artikulationsform der Erzählung*. Ich gebe dazu zwei geschichtliche Hinweise. Der erste bezieht sich auf den vielzitierten Aufsatz von *Hans Paul Bahrdt* aus dem Jahre 1975, in dem die erzählende Rede des Arbeiters entdeckt wurde. In der Arbeiterschaft, argumentiert *Bahrdt*, sei die Erzählung die wichtigste Art der Reflexion und der Aktualisierung von Identität. In den erzählten Lebensgeschichten von Arbeitern fänden sich gerade da, wo es um die alltäglichen Dinge des Lebens gehe, Hinweise auf Bewußtseinsbestände, die den ‚Mutterboden‘ für politische Orientierungen abgeben. Ich habe diesen Aufsatz als eine Art Verteidigung der erzählenden Lebenskultur der Arbeiterschaft gegen die hegemoniale bürgerliche Kultur mit ihren elaborierten Formulierungen und deren bewußtlose Reproduktion durch den soziologischen Intellektuellen gelesen.

Der andere Hinweis betrifft *Fritz Schützes* Bielefelder Projekt über kommunale Machtstrukturen (1975, 1976b). Diese Forschungsarbeit brachte vor allem einen methodischen Gewinn: die Hervorlockung von Erzählungen als Instrument einer ‚investigativen Sozialforschung‘. Die Sozialforscher entdeckten eine alte Reportertechnik. Indem man einen Informanten dazu verlockt, über sich und seine Erfahrungen zu erzählen, erfährt man mehr über seine Verwicklungen in gewisse Vorgänge, als wenn man ihn direkt danach fragt. Die Gestaltungszwänge des Erzählens verleiten den Erzähler dazu, umfangreicher und genauer über einen Ereignisverlauf und seine damit zusammenhängenden Erfahrungen zu berichten, als er ursprünglich wollte. Diese For-

schungserfahrung wurde von *Schütze* systematisch festgehalten, und so entstand die „Technik des narrativen Interviews“.

Die zweite Phase der Vorgeschichte bestand in der *Fundamentalisierung der Artikulationsform der Erzählung*. Nachdem man das Erzählen im Alltag entdeckt hatte, suchte man nach einer erklärenden Theorie für diese Kommunikationsform. Diese Theorie wurde vor allem von *Fritz Schütze* nach und nach ausgearbeitet (s. *Kallmeyer und Schütze* 1976, 1977, *Schütze* 1976a, 1976b, 1981, 1984). Sie lautet im Kern, daß das Erzählen der Basismodus der Erfahrung ist. Damit schlug die Geburtsstunde des soziologischen Narrativismus als einem generellen forschungslogischen Programm für die Sozialwissenschaften. Das Erzählen stellt demzufolge nicht eine Darstellungsform neben anderen dar, sondern die primäre Darstellungsform, die die ursprüngliche Erfahrung rekapituliert.

Mit den vorliegenden Anmerkungen verfolge ich zwei Absichten: zum einen, darzulegen, wie diese grundagentheoretische Vorstellung gebaut ist, und zum anderen, verständlich zu machen, warum mir diese Vorstellung nicht einleuchtet.

II. Zum Ansatz

1. Umriß des forschungslogischen Programms

Ich umreiße stichwortartig das forschungslogische Programm des soziologischen Narrativismus, und zwar bezogen auf die Erhebung und Auswertung autobiographischer Stegreiferzählungen (*Schütze* 1983). Für die *Datenerhebung* wird die Technik des narrativen Interviews angeboten. Das narrative Interview zerfällt in drei strikt getrennte Teile. Der „erzählgenerierende Impuls“ löst die erste Phase der autobiographischen Haupterzählung aus. Für den Interviewer gilt in dieser Phase die Regel der absoluten Nichteinmischung. Er hört still zu. Hat der „Informant“ seine Erzählung abgeschlossen, beginnt die zweite Phase der narrativen Nachfragen. In dieser Phase bedient sich der Interviewer einer Rückgriff-Frage-Strategie, die dem Erzähler gewissermaßen vorhält, wenn er A sage, müsse er auch B sagen. Dabei spricht der Interviewer berührte, aber wieder abgebrochene Erzähllinien und „Stellen mangelnder Plausibilität“ im Text der gehörten Haupterzählung an und bittet den Interviewten um die Schließung dieser offenen Stellen. Schließlich folgt die dritte Phase der Bilanzierung. In diesem letzten Teil des narrativen Interviews kommt der „Informant“ als Theoretiker seiner selbst zu Wort. Die eigentätigen Bilanzierungen des Erzählers, aber auch theoretische Kommentare, die durch argumentative Stimuli des Interviewers (Warum-Fragen) angeregt worden sind, werden in dieser Phase erhoben.

Die *Datenauswertung* folgt der Technik der Erzählanalyse, für die sechs Schritte vorgesehen sind. Die Auswertung beginnt mit der formalen Textanalyse entlang der Unterscheidung von Erzählung, Beschreibung und Argumentation. Daran schließt sich die strukturelle Beschreibung der durch „Rahmenschaltelemente“ („da fällt mir noch ein“) voneinander abgegrenzten Erzählstücke an. Die einzelnen in sich abgeschlossenen Episoden des Lebenslaufs werden herausgearbeitet. Der dritte Schritt der

Auswertung besteht in der analytischen Abstraktion einer „biographischen Gesamtforschung“. Im nächsten Schritt werden die eigentheoretischen Einlassungen des „Informanten“ einer Wissensanalyse unterworfen und mit der vorher herausgeschälten biographischen Erfahrungsaufschichtung verglichen. Im fünften Schritt schließlich löst sich die Auswertung vom Einzelfall. Es wird ein kontrastiver Vergleich unterschiedlicher Interviewtexte vorgenommen. Dabei wird mit der Strategie des minimalen und des maximalen Vergleichs gearbeitet. Die Datenauswertung wird abgeschlossen mit der Konstruktion eines theoretischen Modells für einen Gegenstandsbereich. Das theoretische Modell soll eine „gute Idee“ (*Barney G. Glaser* und *Anselm L. Strauss*) enthalten, die uns eine Seite des Gegenstandes sehen läßt, die wir bisher noch nicht gesehen haben. So sieht in Umrissen das forschungslogische Programm aus, dem die interpretative Sozialforschung, die mit mündlichen Äußerungen arbeitet, folgen soll.

2. Die erzähltheoretische Fundierung des forschungslogischen Programms

Dieser Vorschlag einer Forschungslogik basiert auf der grundlagentheoretischen Annahme einer Homologie von Erzählkonstitution und Erfahrungskonstitution. Das heißt, einfach gesprochen, so wie es erzählt wird, ist es auch erfahren worden. Diese Homologietheese wird von *Fritz Schütze* mit steigender Schärfe vertreten. 1975 heißt es in dem Manuskript über die „Technik des narrativen Interviews“:

„Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen sind diejenigen vom thematisch interessierenden Handeln abgehobenen sprachlichen Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren“ (1975, S. 1).

Die Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen stehen also dem Handeln „am nächsten“ und rekonstruieren die Orientierungen des faktischen Handelns „in beträchtlichem Maße“. 1976 wird schärfer formuliert:

„In der narrativ-retrospektiven Erfahrungsaufbereitung wird prinzipiell so berichtet, wie die lebensgeschichtlichen Ereignisse (ob Handlungen oder Naturereignisse) vom Erzähler als Handelndem erfahren worden sind“ (1976b, S. 197).

Die Erzählung bringt demnach „prinzipiell“ die Erfahrung zum Ausdruck. Die beiden Zitate belegen die sukzessive Fundamentalisierung der erzähltheoretischen Auffassung. Im ersten Zitat wird noch eine Affinität von Erzählung und Erfahrung konstatiert, wohingegen im zweiten schon die prinzipielle Identität von Erzählung und Erfahrung behauptet wird. Das Wort „prinzipiell“ zeigt eine Art transzendentaler Notwendigkeit an. Es sieht so aus, als werde der ursprünglichen Forschungserfahrung, die der Anwendung einer alten Reportertechnik entsprang, im Zuge der theoretischen Aufarbeitung die Weihe transzendentaler Notwendigkeit verliehen.

Führen wir uns vor Augen, wie *Schütze* die These der Homologie von Erzählkonstitution und Erfahrungskonstitution begründet (*Schütze* 1984, insbes. S. 78–83). Er behauptet zweierlei. Erstens: Es lassen sich elementare Darstellungsprinzipien von Erzählungen rekonstruieren. Und zweitens: Diese Darstellungsprinzipien sind zugleich

elementare Darstellungs- und Orientierungsprinzipien der persönlichen Erfahrung und des gemeinsamen Weltverständnisses. Sie sind orientierungswirksam im aktuellen Erfahren von Handlungs- und, wie *Schütze* neuerdings betont, Erleidungsabläufen. Es handelt sich um kognitive Ordnungsprinzipien, von denen man annehmen muß, daß sie in der frühen Ontogenese interaktiv eingeübt worden sind.

Schütze nennt, immer bezogen auf autobiographische Stegreiferzählungen, die Einführung eines Biographieträgers und anderer Ereignisträger; die Darstellung der biographischen Zustandsänderungen und der damit zusammenhängenden Ereignisverstrickungen in Form einer Erzählkette; die Ausschmückung von Höhepunkten und Wendepunkten des Lebenslaufs in Form szenischer Situationsdarstellungen; und schließlich die Herausarbeitung einer Gesamtgestalt der Lebensgeschichte. Dieses kategoriale Gerüst liegt sowohl der Darstellungs- als auch der Erfahrungsform zugrunde. Eine Voraussetzung muß man freilich noch hinzufügen, daß es sich nämlich wirklich um Stegreiferzählungen handelt, das heißt, daß der „Informant“ weder die Zeit dazu hatte, noch das Interesse daran, eine kalkulierte Darstellung vorzubereiten. Der Interviewer muß die Erzählsituation so arrangieren, daß der Interviewte sich „dem narrativen Strom des Nacherlebens seiner Erfahrungen“ (*Schütze* 1984, S. 78) überläßt. Im Fluß des Erzählens nun werden die drei von *Schütze* herausgearbeiteten Zugzwänge des Erzählens wirksam. Sie bilden, um dem Schema transzendentaler Argumentationen zu folgen, die Konstruktionsverfahren für die elementaren Ordnungskategorien. Repräsentant dieser Zugzwänge ist der Zuhörer.

Gestaltschließungszwang: Der Erzähler spürt den Druck, begonnene Erzählungen abschließen und in ihrem Gesamtzusammenhang dem Zuhörer verständlich machen zu müssen. Das soll bewirken, daß der Tendenz nach alle Teilereigniszusammenhänge, die für den damaligen Ereigniszusammenhang wichtig waren, zur Darstellung kommen.

Kondensierungszwang: Der Erzähler sieht sich angesichts des Zuhörers gezwungen, den ‚Clou‘ der selbsterlebten Geschichte herauszuarbeiten. Das soll bewirken, daß nur das nach Maßgabe der damaligen Relevanzkriterien Wesentliche der lebensgeschichtlichen Ereignisse und ihrer Folgen wiedergegeben wird.

Detaillierungszwang: Der Erzähler ist genötigt, dem Zuhörer die Dinge in der Reihenfolge zu berichten, wie sie sich zugetragen haben, und dabei genaue Angaben über die konkreten Umstände zu machen. Das soll bewirken, daß der tatsächliche historische Folgezusammenhang der Ereignisse und ihre Verknüpfung in der Erfahrung des Erzählers als Handelndem dargelegt wird.

Dieser dreifache Zugzwang des Stegreiferzählens führt dazu, daß alle Abweichungen der Erfahrungsrekapitulation von den in der vergangenen Lebenssituation gemachten Erfahrungen – sofern nicht geistige Verwirrung vorliegt – sich als Abweichungen von den inneren Zwängen der narrativen Darstellung, also als Verlassen der Erzählform, niederschlagen müssen. An den Stellen des Verlassens des Erzählschemas kommen „Stümpfe der Erfahrung“ von Ereignissen und Entwicklungen zum Ausdruck, die vom Erzähler ausgeblendet, verdrängt, verleugnet oder jedenfalls von sekundären Legitimationen verdeckt werden sollen. Man kann sagen, die Erzählform garantiert die wahrhafte Dokumentation der vergangenen Erfahrungen.

Zweifellos ist die Art und Weise des Erzählens abhängig von der Erzählsituation, von ihren sachlichen, zeitlichen und sozialen Bedingungen. Das betrifft aber, unterstellt *Schütze*, nur Oberflächenvariationen. Die innere Ordnung des Erzählstroms dagegen ist relativ autonom, das heißt, die Erzählgestalt ist nicht zurückzuführen auf die besonderen Umstände der Erzählsituation. Diese erzähltheoretische Grundlegung klärt den epistemologischen Rang der Artikulationsform der Erzählung. Aus der Homologietheorie folgt, daß die jetzige Stegreiferzählung die damalige Erfahrung der lebensgeschichtlichen Ereignisfolge wiedergibt. Die Stegreiferzählung hat so gesehen den Charakter eines Basissatzes der Erfahrung. Die Erzählform sichert die Authentizität der Erfahrungsrekapitulation. Dadurch gewinnt die Erzählung gegenüber anderen Äußerungsformen subjektiver Erfahrung einen privilegierten Status. Erzählungen erzeugen Primärdaten – und zwar die notwendig ersten Primärdaten der Lebenserfahrung.

Diese grundlagentheoretische Auffassung hat forschungspraktische Konsequenzen. Von daher ist das forschungslogische Programm des Narrativismus zu verstehen. Für die *Datenerhebung* wird die ausgeklügelte Technik der Narrationsanimation erforderlich, denn im Alltag wird natürlich nicht nur erzählt. Mit einem „generativen Erzählimpuls“ unverfälschten, aber doch relevanten Inhalts wird der „Informant“ dazu überlistet, den Wechsel vom Alltagssprecher zum bloßen Erzähler zu vollziehen. Aber nicht allein der Interviewte, auch der Interviewer muß eine unnatürliche Rolle einnehmen. Als stiller Zuhörer begleitet er die Erzählungen seines Interviewpartners und enthält sich völlig eigener Kommentierungen. Dabei muß er einerseits den Erzählstrom in Gang halten – mit dem Rezeptionssignal „mhm, mhm“ fordert er den Erzähler ständig dazu auf, weiter zu erzählen, und wenn der Erzählstrom stockt, stößt er mit der ‚goldenen Frage‘ „Was kam dann?“ nach; und andererseits muß er auf den Gestaltungsgang der Erzählung achten, damit er seine narrativen Nachfragen narrationsangemessen setzen kann. Was dabei alles zu beachten ist, zeigt folgendes Zitat.

„Dazu muß er zum einen den vom Erzähler angebotenen inhaltlichen Stoff aufnehmen: Er muß sich sowohl den Fortgang der erzählten Ereignisse merken wie auch die Eigennamen der erwähnten Personen, Firmen, Institutionen. Zum anderen muß er die Geschichte aber auch kritisch hören: Er muß auf zeitliche, faktische oder logische Unverträglichkeiten im Inhalt der Geschichte achten, er muß auf Auslassungen achten, die die Geschichte unplausibel erscheinen lassen, er muß sich Nebengleise der Geschichte merken, die einmal angedeutet, dann abgebrochen und nicht weitergeführt wurden, er muß sich Stellen merken, an denen ihm Diskrepanzen zwischen Darstellungsform und Inhalt auffielen, und er muß schließlich auch Gleichförmigkeiten in den Inhalts- und Darstellungsstrukturen registrieren, um für die Rückgriffphase ‚gerüstet‘ zu sein“ (*Hermanns* 1982, S. 57 f.).

Die „Technik des narrativen Interviews“ hat übrigens wenig zu tun mit der Kunst, ein psychoanalytisches Gespräch zu führen. Genausowenig wie der Narrateur sich seiner „freien Assoziation“ überläßt, denn er wird gezwungen zu erzählen, ist der Narrationsanimateur von der „gleichschwebenden Aufmerksamkeit“ getragen, denn er ist gezwungen, auf die Einhaltung des Erzählschemas zu achten.

Kernstück der *Datenauswertung* ist die Erzählanalyse. Die Arbeit der Auswertung beginnt mit der Reinigung des Erzähltextes. In der formalen Textanalyse werden zu-

nächst sämtliche nicht-narrativen Textpassagen ausgesondert und der reine Erzähltext sodann nach seinen formalen Abschnitten gegliedert. Die Datenauswertung konzentriert sich bis zum vierten der sechs Schritte allein auf den Erzähltext. Erst im vierten Auswertungsschritt, der Wissensanalyse, werden die argumentativen Stellen des Textes, sowohl aus der Bilanzierungsphase als auch aus den Erzählphasen, mit der vorher herausgeschälten biographischen Erfahrungsaufschichtung verglichen und auf ihre Legitimations-, Ausblendungs- und Verdrängungsfunktion interpretiert. Es geht offenbar um eine Evaluierung der Selbstdeutungen des „Informanten“ anhand der Frage von Wahrnehmung und Täuschung, von Wahrheit und Dichtung, von Realität und Einbildung. Die grundagentheoretische Vorstellung lautet ja, daß die Erzählungen die Primärdaten präsentieren und die argumentativen Deutungen sich als sekundäre Konstruktionen darüber wölben. Deutungen scheinen für den Narrativismus den Charakter von Praktiken des Umgehens, Kompensierens und Rationalisierens zu haben. Man ist der Meinung, daß die Erzählungen unmittelbar wiedergeben, was der Erzähler als Handelnder erfahren hat, und die Deutungen den Schutzwall mittelbarer Verarbeitungen darstellen.

Der soziologische Narrativismus scheint das Problem der Fiktionalität von Erzählungen nicht zu sehen. Man könnte sich vorstellen, daß die autobiographische Stegreiferzählung die Erfindung einer plausiblen Geschichte in Ansehung der Mannigfaltigkeit der lebensgeschichtlichen Ereignisse darstellt – eine Position, die in der Literaturwissenschaft etwa von *Karlheinz Stierle* (1973) vertreten wird. Oder man könnte der Auffassung sein, bei der autobiographischen Stegreiferzählung handelt es sich um eine Rekombosition einer Geschichte aus den vorgebildeten Geschichten, in die wir allemal „verstrickt“ sind und in denen wir uns selbst verstehen – eine Position, die auf *Wilhelm Schapp* (1953) zurückgeht. Beides meint der soziologische Narrativismus augenscheinlich nicht. Die autobiographische Stegreiferzählung wird vielmehr als abbildgetreue Rekapitulation der vergangenen Erfahrungen angesehen. Das hängt, wie ich glaube, mit verborgenen subjekttheoretischen Voraussetzungen der erzähltheoretischen Fundierung zusammen. Risse und Abschwefungen in der Stegreiferzählung werden als fehlende Erfahrungsvoraussetzung für die Gestaltschließung oder als Widerstand gegen den Gestaltschließungsdruck erzählerischer Erfahrungsvergewisserung gedeutet. Warum eigentlich Mangel, warum eigentlich Widerstand? Hier zeigt sich das regulative Ideal-Ich des Narrativismus: das Ideal einer geschlossenen Erfahrungsrekapitulation in der Erzählung, dem das Ideal einer geschlossenen Erfahrungsorganisation im Handeln entspricht. Die Theorie ist beherrscht von der Vorstellung eines Ideal-Ichs mit einer kontinuierlichen biographischen Identität. Lebensgeschichtliche Erfahrung besteht demgemäß darin, daß die Geschehnisse des Lebens in ein kontinuierliches lebensgeschichtliches Schema eingebaut werden. Und dieses Schema hat die Form einer Erzählung. Mit anderen Worten: Das Leben ist gebaut wie eine Erzählung. Man könnte in Anspielung an eine psychoanalytische Formel vom Ideal narrativer Allmacht sprechen.

Dagegen wird man einwenden können, daß die Herstellung einer Fiktion biographischer Identität eine notwendige Leistung anerkennungsfähiger Identitätserhaltung unter den Bedingungen der horizontalen Bewegung im sozialen Raum und der verti-

kalen Bewegung im Wechsel biographischer Zustände ist. Das mag sein. Vielleicht müssen wir den anderen beständig die Fiktion biographischer Identität vermitteln, damit wir als antizipierbare andere in Betracht kommen. Nur, die Behauptung des Narrativismus besagt, daß diese vielleicht notwendige Fiktion auch wirkliche Erfahrungsrealität ist.

Ich möchte mich freilich in diesen subjekttheoretischen Überlegungen gar nicht weiter verfangen. Meine Kritik des soziologischen Narrativismus geht von einer Erfahrung aus.

III. Zur Kritik

1. Der ‚neurotische Erzähler‘

Die therapeutische Erfahrung kennt die Figur des ‚neurotischen Erzählers‘. Der ‚neurotische Erzähler‘ erzählt und erzählt und erzählt. Eine Geschichte nach der anderen. Er macht keine Fehler im Sinne der formalen Narrationspragmatik. Im Gegenteil, er verfügt über eine hohe narrative Kompetenz. Nur, sein Sprechen ist leer.

Die therapeutische Interpretation eines solchen Falles könnte lauten, daß dieses Erzählen eine Abwehrform darstellt. Der ‚neurotische Erzähler‘ erzählt sich selbst und den anderen etwas vor. Er umhüllt sich mit dem Phantasma seiner Geschichten. Er rettet sich gleichsam von einer Geschichte zur nächsten. Gewiß ist diese abgedichtete Darstellungsform eigener Erfahrungen nur mit äußerster Behutsamkeit therapeutisch zu öffnen, denn das Erzählen ist für den ‚neurotischen Erzähler‘ eine Art existentielle Garantie. Genau betrachtet ist das Erzählen für ihn keine Abwehrstrategie, sondern eine Überlebensstrategie.

Dieser kurze Ausflug in den Bereich der therapeutischen Erfahrung lehrt, daß das Erzählen, auch wenn das Schema möglicherweise ideal erfüllt ist, leeres Sprechen sein kann. Leer heißt, dieses Sprechen ist völlig abschließend gegenüber Erfahrung, nicht mehr öffnend für Erfahrung. (Der ‚neurotische Erzähler‘ bringt übrigens nur extrem zum Ausdruck, was wir auch vom ‚notorischen Erzähler‘ des Alltags kennen.) Die therapeutische Erfahrung lehrt aber noch mehr. Das Erzählen des ‚neurotischen Erzählers‘ dient allein der Selbsterhaltung. Ein ganz anderes Erzählen schwebte *Walter Benjamin* in seinem berühmten Aufsatz (1936) vor, nämlich das Erzählen alt hergebrachter Geschichten als Form der gemeinsamen Verständigung angesichts der unberechenbaren Risiken des Lebens, letztlich angesichts des Todes. Das Erzählen des ‚neurotischen Erzählers‘ dagegen ist nicht Bestandteil eines gemeinsamen Rituals, sondern eine Technik zur Erhaltung des Ichs. Wenn der Narrativismus von autobiographischen Stegreiferzählungen redet, sind auch Erzählungen gemeint, deren funktionaler Bezugspunkt die Erhaltung einer biographischen Identität ist. Aber vielleicht ist das ja eine moderne Art zu erzählen: das Erzählen nicht als Form gemeinsamen Eingedenkens, sondern als Mittel der Identitätspräsentation nach außen für die anderen und nach innen für sich selbst.

Die Erfahrung, daß das Erzählen auch leer sein kann, wirft die Frage auf, ob die Er-

zählung wirklich die Darstellungsform ist, die der Erfahrung am nächsten steht. Mir leuchtet das nicht ein. Es gibt doch mächtige Erfahrungen, aus denen man gar keine ‚schöne Geschichte‘ machen kann. Bilder, Wünsche, „Deckerinnerungen“ (*Sigmund Freud*), die sich übereinander schieben – wie kann man davon erzählen? Und dann gibt es Erfahrungen, die an Begriffen hängen – Deutscher, Aufsteiger, SPD-Mitglied –, Begriffe, deren Geschichte über den Geschichtshorizont des einzelnen weit hinausreicht. Natürlich kann der einzelne zu jedem dieser Begriffe, sofern er sie sich zu eigen macht, Geschichten erzählen. Aber treffen diese Geschichten die Vorstellungskomplexe, die an diesen Begriffen kleben? Ich will darauf hinaus, daß wir Erfahrungen machen, die nicht in Erzählform darzustellen sind.

2. Collage, Erzählung, Begriff als gleichrangige Darstellungsformen von Erfahrung

Ich hatte davon gesprochen, daß sich hinter der Erzähltheorie durchaus fragliche subjekttheoretische Annahmen verbergen, vor allem die, daß das Subjekt sich in der Erfahrung seines Handelns und Widerfahrens an dem Ideal-Ich einer biographischen Identität orientiert, die als permanente Erzählung des eigenen Lebens zu verstehen ist. Natürlich haben wir das Bedürfnis nach Kontinuierung unserer Erfahrung. Und vielleicht ist die Erzählung das Schema, nach dem wir unsere Erfahrungen nacheinander aufschichten. Wir haben aber darüber hinaus noch andere Bedürfnisse. In uns wirkt auch das Streben nach innerer Allgemeinheit. Wir können es anscheinend schwer ertragen, in purer Kontingenz dahinzuleben. Daraus entspringt die Tendenz nach Engführung unserer Erfahrung auf einen Begriff. Früher hat man von dem Wunsch nach Wesentlichkeit gesprochen, dessen Erfüllung das Selbst in einen Rausch des Allgemeinen versetzen kann, was, wie wir aus der deutschen Geschichte wissen, nicht selten desaströse Folgen hat. Die Darstellungsform dieses Erfahrungszugs ist der Begriff. Es gibt in unserer Erfahrung neben der Organisationstendenz der Kontinuierung freilich nicht nur die Organisationstendenz der Zuspitzung, sondern auch noch die gegenläufige Tendenz der Zersplitterung. Unsere Erfahrung ist auch eine Erfahrung der Partialisierung – Erfahrungen von partialisierten Triebregungen, von fragmentarischen Objektvorstellungen und von Wunschpartikeln. Es fliegen nicht nur ganze Objekte durch unseren Erfahrungsraum. Die Darstellungsform dieses Erfahrungszugs ist die Collage. Damit hätten wir drei Darstellungsformen von Erfahrung gefunden: Collage, Erzählung und Begriff. Diese Dreiteilung erinnert an die Dreiteilung von lyrischem, epischem und dramatischem Stil. *Emil Staiger* hat in seinen wohl immer noch muster-gültigen Auslegungen der „Grundbegriffe der Poetik“ (1946) das Lyrische, das Epische und das Dramatische als Ausdrucksformen unterschiedlicher Daseinseinstellungen bestimmt.

Der Lyriker erinnert einen Moment des Daseins. Entlang einer Erinnerungsspur, die durch irgendeinen Einfall ausgelöst wurde, gleitet er in eine Stimmung. Das Erfahrene ist dabei nicht ein Gegenstand, dem das Ich gegenüber steht, sondern ein Zustand, der das Ich erfüllt. Der Selbstsinn schmilzt, und es redet aus ihm in scheinbar unwillkürlichen und zusammenhanglosen Fragmenten, die aber wie von selbst eine zwanglose Gestalt bilden. Der Epiker dagegen steigt aus dem Strom des Daseins

empor und steht befestigt dem Geschehen gegenüber. Er stellt seinen Zuhörern eins nach dem anderen vor, was sich zugetragen hat. Dabei bedient er sich der Kompositionsprinzipien der Addition und des Kontrasts und entwickelt dergestalt die Linie einer Geschichte. Der Dramatiker schließlich steht in einem gespannten Verhältnis zum Dasein. Diese Spannung resultiert aus dem Entwurf, dem er das Bestehende unterwirft. Sein Wollen und Fragen ist auf die Erkenntnis des ‚Worumwillen‘ des Daseins gerichtet. Ausdruck findet dieses Drängen in dem Bemühen um einen Begriff des Ganzen. Im dramatischen Werk bauen demgemäß die einzelnen Teile folgerichtig aufeinander auf, aber erst am Schluß enthüllt sich der Sinn und Zweck der ganzen Konstruktion. Man versteht nun besser, warum von lyrischer Dichte, epischer Breite und dramatischer Zuspitzung die Rede ist. *Staiger* zufolge hat jedes echte sprachliche Kunstwerk an allen drei Äußerungsformen in verschiedenen Graden und Weisen Anteil. Also jedes Gedicht hat auch epische und dramatische, jede Erzählung lyrische und dramatische und jedes dramatische Stück lyrische und epische Anteile – wie überhaupt in jeder alltäglichen Äußerungssequenz lyrische, epische und dramatische Stilelemente vermischt sind.

Man könnte nun diese drei Darstellungsformen von Collage, Erzählung und Begriff auch in eine ontogenetische Entwicklungslinie einzeichnen. Die frühe Darstellungsform ist die Collage, die die Erfahrungen in einem Bild zusammenfügt; dann folgt die Erzählung, die die Erfahrungen auf die kontinuierliche Linie einer Geschichte bringt; und schließlich kommt der Begriff, der die Erfahrungen auf einen Punkt zuspitzt. Daraus läßt sich indes keine Dominanzskala für den Erfahrungsaufbau eines erwachsenen Subjekts ableiten. Unserer Erfahrung wohnen alle drei Organisationstendenzen inne, und alle drei Darstellungsformen stehen gleichrangig nebeneinander. Es sieht so aus, als gestalte sich in der ‚automatischen‘ Alltagsrede ein unaufhörliches Wechselspiel zwischen Collage, Erzählung und Begriff.

Mit diesen, wie ich zugebe, aphoristisch-apodiktischen Überlegungen wollte ich keine neue Theorie der Erfahrung und ihrer Darstellungsformen beginnen. Ich wollte nur verständlich machen, warum mir die Annahme einer Homologie von Erzählform und Erfahrungsform nicht einleuchtet und ich deshalb auch die Konsequenz nicht teilen kann, daß die Stegreiferzählung die ursprünglichen Erfahrungen des Erzählers als Handelndem wiedergibt. Überhaupt denke ich, daß die Suche nach der echten Darstellung der vergangenen Erfahrungen in eine Sackgasse führt. Wir können nicht entscheiden, welche Äußerungen in einem protokollierten Interviewtext die ‚primäre‘ Erfahrung und welche die ‚sekundäre‘ Deutung dokumentieren. Wir können nur feststellen, daß im Text Äußerungen stehen, die sagen, was passiert ist, und solche, die sagen, welche Lehren der Sprecher daraus gezogen hat. Und zwischen diesen Äußerungen können Korrespondenzen und Diskrepanzen bestehen. Die Aufgabe der Interpretation besteht darin, diese Beziehungen zu entschlüsseln. Die soziologische Hermeneutik läßt die Frage der Wahrheit, Angemessenheit oder Echtheit im Kontrast von Realem und Imaginärem auf sich beruhen. Sie sucht vielmehr die symbolische Ordnung zu rekonstruieren, die bestimmte Kontraste von Realem und Imaginärem schafft. Das strukturalistische Vokabular ist unüberhörbar. Was daraus forschungspraktisch folgt, wäre das Thema eines eigenen Aufsatzes.

Anmerkungen

- 1 Das ist der leicht veränderte Text eines Referats, das ich beim 22. Deutschen Soziologentag, der vom 9.–12. Okt. 1984 in Dortmund stattfand, im Rahmen der Sitzung „Erzählstruktur und Fallstruktur“ der Sektion Sprachsoziologie gehalten habe.
- 2 Genauer müßte ich von der jüngeren Geschichte des Narrativismus in der deutschen Soziologie reden. Denn in der langen, noch nicht ausgegrabenen Tradition der interpretativen Sozialforschung findet man eine ganze Reihe von Studien, die mit Erzähltexten gearbeitet haben. Das bekannteste Beispiel ist die Studie von *William I. Thomas* und *Florian Znaniecki* (1918–1921).

Literatur

- Hans Paul Babrdt*, Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern, in: *Martin Osterland* (Hrsg.), Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential (Festschrift für Max E. Graf zu Solms-Rödelheim), Frankfurt 1975, S. 9–37.
- Walter Benjamin*, Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows, in: *Ders.*, Werkausgabe, Band 5, Frankfurt 1980 (zuerst 1936), S. 438–465.
- Harry Hermanns*, Berufsverlauf und soziale Handlungskompetenz von Ingenieuren, Kassel 1982.
- Werner Kallmeyer* und *Fritz Schütze*, Konversationsanalyse, in: *Studium Linguistik*, 1, 1976, S. 1–28.
- Dies.*, Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung, in: *Dirk Wegner* (Hrsg.), Gesprächsanalysen, Hamburg 1977, S. 159–274.
- Wilhelm Schapp*, In Geschichten verstrickt, Hamburg 1953.
- Fritz Schütze*, Die Technik des narrativen Interviews – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen, Bielefeld (Ms.) 1975.
- Ders.*, Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen, in: *Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie*, 10, 1976a, S. 7–41.
- Ders.*, Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen, in: *Arbeitsgemeinschaft Bielefelder Soziologen, Kommunikative Sozialforschung*, München 1976b, S. 156–260.
- Ders.*, Prozeßstrukturen des Lebenslaufs, in: *Joachim Matthes, Arno Pfeifenberger und Manfred Stosberg* (Hrsg.), Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg 1981, S. 67–156.
- Ders.*, Biographieforschung und narratives Interview, in: *Neue Praxis*, 3, 1983, S. 283–293.
- Ders.*, Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: *Martin Kohli und Günther Robert* (Hrsg.), Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart 1984, S. 78–117.
- Emil Staiger*, Grundbegriffe der Poetik, München, 5. Aufl. 1983 (zuerst 1946).
- Karlheinz Stierle*, Geschehen, Geschichte, Text der Geschichte, in: *Reinhart Koselleck und Wolf-Dieter Stempel* (Hrsg.), Geschichte – Ereignis und Erzählung (Poetik und Hermeneutik 5), München 1973, S. 530–534.
- William I. Thomas und Florian Znaniecki*, The Polish Peasant in Europe and America, 5 Bde, New York 1918–1921.

Korrespondenzanschrift:

Heinz Bude

Gneisenaustr. 109/110

1000 Berlin 61